

Aus meinem Leben

Erinnerungen von Leo Wohleb ✓



Leo Wohleb

Daß ich im Dreikaiserjahr 1888 und auch noch am Sedanstag, dem 2. September, in dieses Jammertal eingetreten bin, bedeutete für mich nichts Ominöses. Nur daß ich mein liebes Freiburg als Geburtsort gewählt habe, freut mich mein ganzes Leben lang.

An meine Großeltern väterlicherseits kann ich mich noch wohl erinnern. Der Großvater Peter war Zimmermann und stammte von Freiburg. Er ahnte nichts davon, daß die Familie der Wohleb, deren Namen bis heute nicht gedeutet ist und mit Wohlleben schwerlich zu tun hat, schon in den Freiburger Urkunden des beginnenden 13. Jahrhunderts auftritt. Er kannte auch nicht das schöne Siegel mit dem Gangfisch des Herrn Heinricus Wolleben an

einer der Urkunden, und von dem Zweig der Familie, der anscheinend mit den Zähringern in die Schweiz auswanderte und dort den Condottiere Heini Wolleb als berühmten Heerführer gestellt hat, hatte der Großvater so wenig eine Ahnung wie von der Wohlebgasse in Wien, die nach einem im vorderösterreichischen Dienst bewährten Beamten benannt war oder ist. Wohl aber erinnerte sich der Großvater an Vaters Brüder, von denen der eine an der Beresina mitgekämpft hatte, der andere als Walfischfänger bei Neufundland verschollen war.

Der Großvater mütterlicherseits, Lehrer Streicher, war schon in jungen Jahren unter Hinterlassung einer großen Familie verstorben. Er stammte von Gottenheim am Kaiserstuhl und mußte unserer Großmutter, einer echten Alemannin mit schwarzem Haar und blauen Augen, der Tochter eines Schmieds aus Zell im Wiesental, die Erziehung seiner zahlreichen Kinder überlassen. Sie brachte es mit kärglichster Pension und viel Heimarbeit zuwege, daß alle, die am Leben blieben, etwas geworden sind und ein hohes Alter erreicht haben.

Mein Vater selbst, Buchhalter in einem rühmlich bekannten Rechtsanwaltsbüro, dann nach Einführung der Kirchensteuer deren Verwalter, hat sich bemüht und zeitlebens abgeplagt, um seinen drei Kindern, außer mir einem vier Jahre jüngeren Bruder und dem Spätling, unserer Schwester, eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Von ihm habe ich „des Lebens ernstes Führen“, von der Mutter den alemannischen Einschlag und ein bißchen „Frohnatur“.

In der Kinderschule des Fräulein Paula Roth in der Herrenstraße habe ich die erste Bekanntschaft mit Schreiben, Rechnen und Lesen gemacht. Dann kam die „Karlsakademie“ mit vorzüglichen Lehrern und anschließend der Besuch des Bertholdsgymnasiums mit vielen Schulerinnerungen und dankbarem Geden-

ken an hervorragend gute und mäßige Pädagogen und Wissenschaftler. Gerade die Mischung der Persönlichkeiten von meiner heutigen Sicht aus war nicht nur reizvoll und belehrend, sondern gab auch durch die Verschiedenheit der Anforderungen dem jungen Menschen die Möglichkeit, nicht nur an die Schule zu denken, sondern auch eigenen Neigungen, abwechselnd mit Basteln und später freier Lektüre, nachzugehen. Mitgeholfen an der Erziehung haben die Schulkameraden, von denen freilich gleich der erste Weltkrieg viele von unserer Seite gerissen hat. Als ich 1907 das Abitur machte und unter der energischen Anleitung unseres verehrten Professors Höcker, genannt Husch-Husch, die Abiturientenrede über Caesar, Cromwell und Napoleon im Zeichen von Carlyles „Heldenverehrung“ verfertigte, war Jakob Burckhardts 5. Kapitel der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ über die historische Größe noch nicht durchgedrungen.

Mein Universitätsstudium an der Alberto Ludoviciana vollzog sich nicht secundum ordinem. In den ersten Semestern war es die Archäologie, die in der Persönlichkeit und den Vorlesungen von Hermann Thiersch mich besonders anzog und mich noch über die Staatsprüfung hinaus festgehalten hat, dann die Bibelforschung und Patrologie, wie sie der bäuerlich-urwüchsige, in Philologie und alter Geschichte fundierte Privatdozent der Theologie Michael Heer an seine Hörer heranbrachte, mit dem zusammen arbeiten zu dürfen für den jungen Studenten der größte Gewinn gewesen ist; schließlich in späteren Semestern die klassische Philologie im eigentlichen Sinn, als die großen „Philologen“ Eduard Schwartz und Richard Reitzenstein hier lehrten.

Die Berufsaussichten waren für die damaligen Lehramtsanwärter in Baden schlecht. Wer wie ich zuständig war für den Examensjahrgang 1912, hatte die Gewißheit, daß die Geprüften des Jahrgangs 1910 noch auf Verwendung warteten. So ließ ich mich mit meinem Freunde Roderich Kästle von Schwandorf von einem anderen Kommilitonen bestimmen, im letzten Semester nach Greifswald auszuwandern, wo uns die Konsesemester goldene Berge versprochen. Damals kamen wir zum ersten Mal durch die deutsche Reichshauptstadt Berlin, von der wir sehr zwiespältige Eindrücke mitnahmen trotz „der großen Zeit“,

in der man damals lebte, und ehrlicherweise muß ich sagen, daß wir von Greifswald wenig begeistert waren, wenn auch der wohlbekannte Philologe Hosius, der Germanist Ehrismann und der Archäologe Pernice dort lehrten. Die niedrigen ersten Stockwerke in der Innenstadt, in die man von der Straße aus einsteigen konnte, der Bahnhofplatz, auf dem zwischen den Wackensteinen das Gras wuchs, die für unsere Begriffe primitiven sanitären Anlagen mit Wanderungen größeren Ausmaßes zu einem Häuschen mit eingesägtem Herzen schreckten uns „Großstädter von Freiburg“ reichlich ab.

So schworen wir uns, obgleich wir vier Monate hintendran waren, unter allen Umständen in Baden die Staatsprüfung zu machen, und es glückte uns durch die Langmut des damaligen Oberschulrats, zwei-, dreimal die Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten verlängert zu erhalten. Zur Lehre für die heute Mächtigen sei angemerkt, daß uns der gefürchtete Herr Geheimrat Dr. Oster sogar zugestand, nachdem die fachwissenschaftlichen Arbeiten zensiert waren, die sogenannte philosophische Arbeit in die Prüfung mitzubringen. So wenig bürokratisch dachte man damals.

Auf die Staatsprüfung arbeitete ich wörtlich Tag und Nacht, und es ging besser, als man nach den für das Examen verlorenen Monaten hoffen konnte. Der große Windelband prüfte in Philosophie, und ich hatte das Glück, meine Kenntnisse an den Mann bringen zu können, während mein Studienfreund, nachdem er gerade noch im Kompendium den „Weg aufwärts“ der Neuplatoniker sich eingepägt hatte, nach „dem Weg abwärts“ gefragt wurde, den er nicht kannte. In Latein und Griechisch prüfte mich Richard Reitzenstein, der nicht nur als Philologe, sondern auch als rechter Humanist, will sagen Mensch, eine Berühmtheit war, mich aber nicht aus Übungen persönlich kannte. Er hatte meine Prüfungsarbeit über eine Elegie Tibulls korrigiert und großzügig über manche Fehler... - die Prüfungsarbeiten wurden damals noch in lateinischer Sprache abgefaßt - hinweggesehen. Kurz und gut: ich hatte viel Glück in beiden Hauptfächern Latein und Griechisch, und bis heute hat eigentlich keiner gemerkt, daß ich keineswegs alle Tragödien des Sophokles, von Euripides gar nicht zu reden, im ganzen gelesen habe.

Als klassischer Philologe bin ich Eklektiker, aber ich hoffe, daß das auch meine Schüler nicht gestört hat. Mein Pech war, daß ich in den Examenssemestern unter dem Einfluß des Theophilologen Michael Heer eine druckreife Arbeit über die altchristliche lateinische Didache, die Zweiwegelehre, geschrieben hatte, und daß diese Arbeit nach kurzem Überlegen tatsächlich zum Druck in den Abhandlungen der Görresgesellschaft angenommen wurde. Durch diese Arbeit und die Korrekturen bin ich um meine Promotion gekommen, da nach dem Erscheinen der Arbeit kein Herausgeber von Zeitschriften oder Sammlungen Bedenken trug, meine zahlreichen kleineren oder größeren wissenschaftlichen Aufsätze abzdrukken.

Bevor ich diesen ersten Teil über mein an sich kaum interessantes Dasein abschließe, noch einen kurzen Rückblick auf das studentische Leben an unserer Alberto Ludoviciana. Ich muß es ehrlich gestehen, trotzdem die sogenannten freien Studenten zu meiner Zeit nicht in besonderem Ansehen standen, konnte ich mich nicht entschließen, einer Verbindung beizutreten. Im Gegenteil, dieses Leben unter Kontrolle und nach Weisungen von „Chargierten“ war nicht mein Fall. Schon damals besaß ich ein ansehnliches demokratisches Freiheitsbedürfnis. Trotzdem fand ich mich mit einer Anzahl Kommilitonen sehr bald zusammen und betätigte mich – es ist mir im Leben nachgegangen – als Mitbegründer des sachlich orientierten philologischen Vereins, der Societas Graeca, die nach unserem Weggang gegen den Willen ihrer Gründer ins burschenschaftliche Fahrwasser kam und auch in Farben prunkte. Die Gründer – es waren zeitweise 30–40 Mitglieder – hielten ihre wöchentlichen Zusammenkünfte im „Deutschen Kaiser“ in der Wiehre, lasen antike Schriftsteller mit einführenden Referaten und schlossen an die sehr ernst genommenen wissenschaftlichen Betrachtungen einen bescheidenen Umtrunk an mit Liedern, die den friedlichen Nachbarn des „Deutschen Kaisers“ in der Konradstraße nicht immer melodisch in ihren Schlaf klangen. Erst später habe ich gelernt, daß die Freiheit für mich selbst unbedingte Rücksichtnahme auf den andern zur Voraussetzung haben mußte, wenn es eine wirkliche Freiheit sein sollte.

Eines muß ich noch anfügen in diesem Zusammenhang. Schüchtern kamen zu meiner Studentenzeit die sozialen Probleme an der Universität im Kreise der Kommilitonen hoch. Wir fanden uns in kleinerer Zahl zusammen, um nach den volkswirtschaftlichen Vorlesungen, an denen ich eine ganze Anzahl von Semestern teilnahm, als sozialer Zirkel in Fabrikunternehmen uns umzutun und mit den Arbeitern in den christlichen und freien Gewerkschaften zusammenzusitzen.

So lernten wir die sozialen Fragen kennen, die mich seitdem nicht losgelassen haben, und ich empfinde es als etwas ganz Besonderes, daß ich nicht nur die berühmten Politiker dieser Jahre, unseren Theodor Wacker, den „Zähringer Löwen“, Obkircher und Rebmann und den biedereren sozialistischen Sägenfeiler Kräuter, die späteren Reichskanzler Konstantin Fehrenbach und Josef Wirth, sodann auf Reichsebene August Bebel und die anderen politischen Zelebritäten in Versammlungen hörte, sondern mich auch für die menschliche Persönlichkeit Dr. Sonnenscheins begeisterte, von dem sie heute so wenig mehr reden oder wissen, obgleich er ein Sozialreformer nicht nur aus dem Verstande, sondern, was mehr wert ist, aus dem Herzen heraus gewesen ist.

Weil mein guter Vater neben seiner großen Rechenarbeit als Kirchensteuerverwalter Rechner des Kirchenfonds von St. Martin war, habe ich nicht nur vieles vom damaligen Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob gehört, sondern konnte manchmal auch zu ihm selbst gelangen. Die Bücher, die er damals herausgebracht hat, hat er sogar mir mit eigenhändiger Widmung dediziert, und ich habe heute das Gefühl, daß er an dem naseweisen Studenten seine Freude gehabt hat.

Ebenso merkwürdig erscheint mir, daß ich die Gunst des Mannes besaß, der mir heute besonders verehrensenswert ist, nämlich Dr. Josef Schofers. Nicht nur der lange Hansjakob, sondern auch die urwüchsige Länge und Breite des Münsterbenefiziaten Schofer habe ich immer wieder, ohne damals irgendwie parteigebunden zu sein, vor Augen gehabt. Und heute meine ich manchmal, ich hätte gerade von Schofer viel gelernt. Es war alles damals viel kleiner und intimer, und wenn ich als Student nach wie vor dem Vater geholfen habe, Steuerzettel auszu-

schreiben, so war es nicht nur des kleinen Taschengelds wegen, damals habe ich alle Straßen meiner Heimatstadt gekannt und die meisten Menschen, die hier wohnten und ein geruhsames Leben führten, mit viel Respekt vor denen, die ererbtermaßen oder durch besondere wirtschaftliche Initiative eine in der Bürgerschaft verwurzelte Rolle spielten, von den bösen Mäulern so wenig verschont wie heute, aber nur gutmütig und mit der Hand vor dem Munde durchgehehelt.

Wir Jungen waren, das bleibt wohl immer so, begeisterte Weltreformer von der Philosophie her, die wir in dem ganz „großstädtischen“ Café Friedrichsbau bei einem Glase Bier und einer Tasse Kaffee (mit Trinkgeld 50 Pfg.) nächtelang bis zur Polizeistunde uns zusammenreimten und manchmal noch auf dem Schloßberg ausbauten, weil die nächtlichen Unterhaltungen in den Straßen friedliche Bürger, die das begründete Bedürfnis des Schlafens hatten, nicht nur zu unangenehmen Äußerungen, sondern auch zu unfreundlichen tätlichen Ergüssen veranlaßten. Weltanschauungen vor profanen Ohren auszubreiten, schließt immer Gefahren in sich, doch eines muß ich noch sagen, mein sehr gutes Abitur und die Gunst der Umstände machten mich vom ersten Semester an zum Hauslehrer einer damals hochgeehrten Familie, die später zu Unrecht in eine widrige Lage gekommen ist.

Hier habe ich, wenn meine späteren Schüler recht haben, die angewandte Pädagogik gelernt, die besser ist als die theoretische, und die Arbeit brachte nicht nur eine finanzielle Beihilfe zu meiner Ausbildung, sondern bestärkte mich in meinem Bedürfnis nach Selbständigkeit. Damals konnte ich den Grund legen für meine Bücherei, für die Anschaffung von Zeitschriften, ohne die ich mir kein Leben vorstellen kann, für den Besuch unseres so bescheidenen und doch ausgezeichneten Theaters.

Mit Dankbarkeit denke ich zurück an die Ibsen-Vorstellungen im heutigen Augustiner-museum und die Wettkämpfe von uns Jungen um Richard Wagner, den kein Generalmusikdirektor, sondern der schlichte Kapellmeister Gustav Starke uns für einen Akademikersteh-

platz in der Preislage von 50 Pfennigen geboten hat.

Auch Reisen ermöglichte mir der eigene Verdienst, und als ich gar als Stipendiat der Römisch-germanischen Kommission dank der Empfehlung meines Lehrers der Archäologie vierzehn Tage den Spuren Roms in unserem Bereich, zumal in Trier, nachgehen durfte, habe ich mir im echten Wortsinn Anschauungen fürs Leben erworben.

Bei diesem Studienaufenthalt in Trier habe ich noch etwas gelernt, was mir fürs Leben unverloren geblieben ist: Der junge Privatdozent der Archäologie Herr v. Salis, aus Basler Patriziergeschlecht, Sohn des „Antistes“, wie man munkelte, hatte damals in Trier die für mich Studenten ungeheuerere Liebenswürdigkeit, in der Weinstube des Winzervereins mich zu einer aus der Weinkarte, die eine ganze Bibel war, ausgesuchten Flasche Mosel zu sage und schreibe 10 Mark einzuladen. Ich bin überzeugt, daß Herr v. Salis davon nichts mehr weiß, aber ich habe in meinem späteren Leben, weil sich diese menschliche Art mir so tief eingepägt hatte, mir zur Regel gemacht, so ein kleines Schülerlein oder einen Studenten auch einmal, soweit ich es konnte, zu etwas einzuladen, was extra ordinem, außerordentlich also, für ihn war und ihm zeigte, daß es nur eine und keine verschiedenen Ebenen des Menschlichen gibt.

Und damit, gütige Leserin und verehrter Leser, schließe ich diese Erinnerungen, die bis zum Jahre 1912 reichen, zu denen mich der Landesvorsitzende und Kollege Dr. Schwarzweber verführt hat. Er hat es zu verantworten, wenn Sie in einem der nächsten Hefte unserer „Badischen Heimat“ meine Berufserinnerungen und dann vielleicht sogar etwas von meinen Erinnerungen als Politiker lesen können, so sehr es, offen sei's gesagt, mir widerstrebt, von mir zu sprechen. Denn das ist nicht Wälderart, sich wichtig zu nehmen. Wichtig ist uns nur unser Herrgott und unsere Heimat.

PS: Dies schrieb Leo Wohleb 1952. Leider gab es keine Fortsetzung.

Leo Wohleb starb am 12. März 1955.